

Haiku im Gespräch

mit Claudia Brefeld und Katrin Lauer

*Frost im Winterwald
Draußen am See unterm Eis
Bewegt sich etwas*

Katrin Lauer

Claudia Brefeld: Liebe Katrin, rein inhaltlich nimmt mich Dein Haiku gleich mit in eine Winterlandschaft – eine eingefrorene Momentaufnahme. Wer kennt sie nicht, die erstarrte kalte Winterwelt, die so unwirtlich und lebensbedrohend und gleichzeitig so magisch-anziehend wirkt, die erhabene Stille im Erstarren. Die Winterwelt scheint die Zeit zu dehnen und man fühlt sich von diesem langsamen Rhythmus angezogen.

Man möchte ganz nah diesen Winterzauber betrachten, Gefrorenes anstupfen und hält doch gleichzeitig im Bewusstsein inne, es dadurch zerstören zu können. Es ist dieser Zwiespalt von Neugier und respektvollem Abstand halten, den man gegenüber dieser „ruhenden Natur“ empfindet.

Es ist ja keine endgültige Todesstarre; diese Jahreszeit ist ein Ruhen, Kräfte sammeln, Rückzug und Konzentration – die vereinzelt Bewegungen und Geräusche, die man jetzt überdeutlich wahrnimmt, zeugen davon.

Bewegungen unterm Eis haben da eine besondere Rolle – es bleibt im Halbverborgenen, man ahnt mehr, als dass man erkennt – wir horchen und schauen ganz genau hin und können so Faszinierendes unter der Starre wahrnehmen, wissen wir doch, dass am Seegrund unter der Eisfläche Pflanzen und Fische den Winter überleben.

Sie erzählen von der Gewissheit, dass es wieder Tage des Aufbruchs geben wird.

Gleichzeitig haftet dem Ganzen etwas Geheimnisvolles an, vielleicht sogar Unheimliches, denn es entzieht sich unserer Erfahrbarkeit, *die* Voraussetzung, aus der sich Mythen und Legenden weben lassen.

Katrin Lauer: Liebe Claudia, ich kann ja mal die Geschichte zu meinem Haiku erzählen, es war eine ganz konkrete kleine Begebenheit:

Ich lebe mit meiner Familie in einem kleinen Dorf umringt von Wiesen, Wäldern, Tümpeln und Seen.

Selbst wenn allerorts meterhoch Schnee liegt, bleibt uns vor Ort meist nur der Frost im Winterwald. Aber auch um diese karge, leblose Jahreszeit gehe ich nach dem Abendessen regelmäßig mit dem Hund nach draußen.

Ich laufe schneller als sonst, mit hochgezogenen Schultern und eingemummelt bis unter die Nasenspitze. Um diese Jahreszeit ist es stockdunkel. Kein Mensch unterwegs. Ich lasse meinen gehorsamen Hund bald von der Leine. Aufgeregt schnüffelt er Duftspuren hinterher. Er läuft eilig von links nach rechts und kreuz und quer. Plötzlich, dort am zugefrorenen See, erstarrt mein Hund zur Salzsäule. Er stellt die Ohren auf, hält die Nase hoch. Mein Hund hört. Mein Hund riecht. Er ist ganz bei der Sache. Er ist ganz aufmerksam. Ich auch. Da, jetzt höre ich es auch! Das Geräusch kommt aus dem Eis. Mein Hund läuft weiter. Ich bleibe noch einige Sekunden stehen und spüre hin. Dann tauchen Gedanken auf. Was es wohl gewesen ist? Mein Hund weiß das bestimmt besser als ich, was sich da unterm Eis bewegt hat. Ich weiß nur: Es hat sich was bewegt. Meinen Hund bewegt diese seine Wahrnehmung nicht weiter, er wendet sich Neuem zu.

Ich allerdings, ich mache mich zu Hause in der guten Stube ans Werk, um aus meiner Erfahrung ein Haiku zu formulieren.

Claudia Brefeld: Ich knüpfe hier einmal an: Aufgefallen ist mir, dass insgesamt das Haiku mit Frost, Winterwald und Eis drei starke Attribute für den Winter beinhaltet. Hier gilt es zu überlegen und abzuwägen, ob es alle drei Begriffe braucht, um diese winterliche Stimmung zu erzeugen.

„Draußen“ zeigt eine Entfernung auf: Der Leser sieht sich zuhause

(drinnen), der See weiter weg, vielleicht sogar hinter dem Wald – man kann diese Bewegung also weder sehen noch hören. Ist es nur das Wissen darum? Hier gerät die Bildhaftigkeit trotz Konkretheit ins Vage, dadurch entsteht auch emotional zu diesem Geschehen eine Distanz, die durch das „etwas“ verstärkt wird, mit dem der Leser aus dem Haiku entlassen wird. Man vermutet eine Stimmung, die das Haiku dem Leser an die Hand geben möchte, aber das „draußen ... bewegt sich etwas“ bleibt zu unscharf. Hier bedarf es aus meiner Sicht einer engeren Kontur, die dem Leser die Tür zu seinen Assoziationen öffnet.

Katrin Lauer: Ja, die richtigen Worte finden!

Im Grunde ist es unmöglich, die richtigen Worte für dieses Erlebnis dort am See zu finden. Ich will also mit Worten ausdrücken, was ich über meine Sinne erfahren habe. Meine ureigenen Sinne, die mehr oder weniger ausgebildet sind, und das nicht nur im Geiste des Zen.

Zunächst spüre ich dem Gefühl nach, das am See entstand. Erst dann entstehen Worte. Dann wähle ich aus den vielen Wortgedanken möglichst wenige Worte aus. Danach suche ich nach einfachen, eindeutigen, klaren Worten, die Bilder beschreiben, die sich jeder vorstellen kann. Worte, die beim Rezipienten wenigstens Bilder und Stimmungen entstehen lassen können, die meine Erfahrung bei ihm herbeiführen könnten.

Während ich also mein Haiku schreibe, beobachte ich nicht nur mich samt meiner Wahrnehmung ganz genau, sondern beziehe sogar den Leser / die Leser in meine Gedanken mit ein. Und genau das ist die Übung. Die Übung des Zen im Haiku schreiben. Ich erlebe mich während des Schreibens im Augenblick in der Kommunikation mit mir selbst. Ich beobachte, wie mindestens drei Ebenen meines Geistes arbeiten, und schaffe drei Zeilen mit den Silben 5-7-5. Lese, was da nun schwarz-weiß auf dem Papier steht, und erfahre mit den 5-7-5 Silben die Melodie des Inhaltes.

Das Ergebnis hat im Grunde nicht mehr viel mit dem Haiku-Moment an sich zu tun. Auch meine schöpferische Tätigkeit ist nicht mehr erfahrbar, denn sie gehört der Vergangenheit an. Das Haiku wird erst zu neuem Leben erweckt, sobald jemand es liest. Nun kommt es

darauf an! Wird jemand in der Lage sein, es zu neuem Leben zu erwecken?

Wird es jemand verstehen? Was wird der Leser begreifen vom Inhalt dieses Haiku, das ich in die Welt geworfen habe? Rein über den Verstand, über die Worte. Weil die Begriffe Winter, Frost und zugefrorener See Raum für Bilder lassen, die jeder in Deutschland kennt. Denn selbst der tote Winter, der zugefrorene See birgt Leben in sich. Bewegung ist Leben. Unter dem Eis, ja sogar im Eis ist Bewegung.

Die Quelle eines ewigen Prozesses, den man Leben nennt. Genau dies ist auch der Prozess des Haiku-Schreibens: Ausdruck des Lebens; in diesem Fall von Haiku: Meiner Lebendigkeit. Nicht mehr und nicht weniger möchte ich begreifen und wünsche mir, dass vielleicht der ein oder andere über das Haiku bewegt wird zu einem Moment der Erkenntnis.

Wenn es auch nur ein kleines Geräusch unter dem Eis über seinem inneren See ist.

Claudia Brefeld: Ja, aus einem besonderen Ereignis heraus ein Haiku schreiben zu wollen, ist ein bekannter und schöner Prozess. Hier gilt es, die ersten Eindrücke in mehreren spontanen Entwürfen festzuhalten. Was war in diesem großen Gesamtbild an markanten Facetten, die das Erleben meines persönlichen Haiku-Moments ansatzweise skizzieren oder vielleicht gar als Metapher widerspiegeln? Vielleicht wird ein kaum wahrgenommenes Mosaiksteinchen in dieser Winterwelt zur Schlüsselbeschreibung für den angestrebten Haiku-Moment? Nicht immer gelingt es auf Anhieb, und erst mit einem zeitlichen Abstand zum erlebten Geschehen erkenne ich diese besonderen Bilder, auf die es ankommt, die mich dann sofort wieder magisch in das Ereignis hineinziehen mit seinen Formen, Geräuschen und auch Gerüchen – mein persönlicher Nachhall als Schreiber. Es braucht diese zeitliche Distanz, um beim erneuten Lesen sofort mögliche „Schwachstellen“ zu erkennen: vielleicht eine überbetonte Beschreibung, ein nichtssagendes Füllwort, ein Zuviel an Aussage? Ergibt sich ein Sprachrhythmus, der den Inhalt betont und unterstützt? All dies wird der Leser – vielleicht unbewusst – mitlesen und so seinen eigenen Nachhall daraus entfalten können.